

# Rezension

Autor(en): **Furter, Reto / Trapp, Werner / Brunold-Bigler, Ursula**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1999)**

Heft 1

PDF erstellt am: **13.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

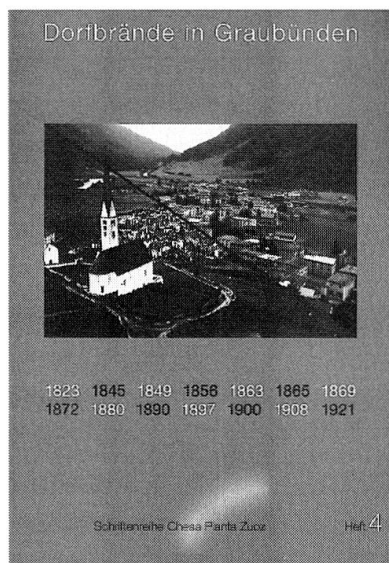
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Rezension



Nott Caviezel,

**Dorfbrände in Graubünden  
1800–1945**

(Schriftenreihe Chesa Planta Zuoz 4),  
Chur/Zuoz 1998, 112 S., 71 Ill. in s-w,  
42 Ill. in Farbe. Fr. 35.–

«Als die Langwieser 1874 mit ihrer Spritze zum brennenden Dorf Peist eilten, brach unterwegs der Wagen zusammen. Nachdem man schnell einen anderen beschafft hatte, brach diesem eine Achse. Die Spritze wurde dann nach Peist getragen! [...] Und was soll man von den guten Männern von Peist halten, deren Spritze 1874, kaum in Betrieb versetzt, den Geist aufgab? Man hatte vergessen, das Sieb einzusetzen, was zur Folge hatte, dass das Gerät binnen Minuten unbrauchbar geworden war.» Peist wurde, die Geschichte ist bekannt, bis auf wenige Häuser und Ställe eingäschert. «Geradezu komisch mutet einen [...] ein früher ‹Bahneinsatz› der Churer Feuerwehr beim Brand von Zizers (1897;RF) an. Das Feuer war um 11 Uhr ausgebrochen. Während die Ragazer mit einer Vierspannerspritze im Galopp innert 35 Minuten Zizers erreichten, hatten die Churer die Unglücksdepesche um 11.15 erhalten und beschlossen, mit dem Zug Chur ab 12.41 Uhr, mit Halt in Haldenstein, Trimmis und Untervaz, nach Zizers aufzubrechen.» Zizers brannte zu einem Drittel ab, der Gesamtschaden belief sich auf rund 200 000.– Fr.

Was rückblickend humoristische Anekdoten sind, war noch bis vor wenigen Jahrzehnten traurige Realität und existentielle Bedrohung zugleich. Nicht alle hatten das zweifelhafte Glück, wie die Bevölkerung von Ladir und Sclamischoth ihr Hab und Gut just 1891, im 600-Jahr-Jubiläum der Eidgenossenschaft, zu verlieren, was Städte in Europa und in den USA zu Kollektbeiträgen in ungeahnter Höhe veranlasste. Der Normalfall verlief anders, wenigstens bis 1912, als die kantonale Gebäudeversicherung ihre Tätigkeit nach einer hundertjährigen Anlaufstrecke endlich aufnahm. In Cunter stand bei einem kleineren Dorf

brand ein Gesamtschaden von 30 663.90 Fr. einer Versicherungssumme von lediglich 975.– Fr. gegenüber; in Surcuolm fielen 1869 15 Wohnhäuser und Vorräte im Wert von rund 45 000.– Fr. einem Brand zum Opfer, wofür die «Kantonale Hilfskasse» 2 000.– Fr. und eine Kreissteuer 699.– Fr. mehr als symbolische Schadensbegrenzung beisteuerten.

Für die vielen, teils heftigen Grossbrände, welche Graubünden im 19. Jahrhundert ereilten, gibt es natürlich keine homogenen Ursachen, wohl aber Faktoren, welche alles andere als zu einer wirkungsvollen Brandverhütung und Brandbekämpfung beitrugen, wie Nott Caviezel in seinem Buch mit einer akribisch genauen, aber zwangsläufig lückenhaften Auflistung aller Brände des 19. Jahrhunderts zeigt. Verantwortlich für das schnelle Ausbreiten eines Feuers waren immer wieder die gedrängten Siedlungsstrukturen mit engen Gassen, wie sie in ganz Graubünden vorkommen. Betroffen von den Bränden waren nicht nur Regionen, in welchen Holzbauweise vorherrschte, sondern ebenso das Engadin mit seinen gemauerten Häusern, welche im Innern meist hölzerne Täfelungen aufwiesen. Auch die Art der Dachbedeckung hatte einen massgebenden Einfluss auf die Brandgefährlichkeit. In Graubünden war im 19. Jahrhundert bis auf wenige Regionen das Schindeldach weit verbreitet. Erst nach 1871 mussten nach einem kantonalen Gesetz «künftig vorkommende Neubauten» mit einer harten Bedachung versehen sein. Eine ebenso wichtige Rolle spielte die Feuerwehr in der Brandbekämpfung. Die Verhältnisse in Graubünden scheinen diesbezüglich «mehr als misslich» gewesen zu sein. Organisierte Feuerwehren fehlten weitgehend, aber ebenso fehlte es an den Wasserversorgungen und an angemessenen Ausrüstungen. 1863 existierten in Graubünden nebst den noch üblichen hölzernen Teuchelleitungen noch nicht einmal eineinhalb Kilometer eines modernen Wasserleitungsnetzes aus Guss-eisen, Zement und Ton. Reservoirs und Hydranten, welche für eine effiziente Löscharbeit nötig waren, waren unbekannt. In Chur wurde die erste Hochdruckleitung 1879 gebaut, in den 1920er und 30er Jahren erst wurden auch die Dörfer flächendeckend mit Hydrantenanlagen versehen. Furna erhielt seine neue Wasserversorgung, welche erstmals den Einsatz von Hydranten ermöglichte, erst am 30. Oktober 1996! Noch 1895 mangelte es in Graubünden allerorten, wie Wilhelm Cazin, der nachmalige erste Präsident des bündnerischen Feuerwehrverbandes, meinte: «Viele unserer Gemeinden verfügen nicht einmal über die aller-nötigsten Löschrequisiten, geschweige denn über geübte Mannschaften [...] Einzelne Ortschaften, die eingerichtet sind, d. h. die eine Spritze besitzen, vielleicht auch eine unhandliche Leiter, geben sich alle Mühe, jährlich eine (!) Spritzenprobe abzuhalten. Ein wahres Gaudium für die Jungen. Sobald man sich aber überzeugt hat, dass man den Strahl glücklich durch ein Dachfenster oder ein Kamin jagen kann, so ist die Probe schon beendet.»

Trotzdem wurde gelöscht, auch wenn immer wieder mit Schwierigkeiten gekämpft werden musste: «Beim Zernezzer Brand von 1872 soll eine mutige Telegraphistin ununterbrochen, bis das Lokal Feuer fing, SOS-Depeschen ins obere und untere Engadin gesandt haben ... welche jedoch nie ankamen, weil die Postbüros ab 18 Uhr geschlossen waren. [...] Um den Zernezern zu Hilfe zu eilen, hatten sich um 21.15 Uhr vierzehn Mann mit ihrer Spritze von Segl auf den Weg gemacht; sie erreichten das bereits lichterloh brennende Dorf um 2 Uhr nachts.» Das Feuer war in Zernez etwa um 17 Uhr ausgebrochen, das Dorf brannte also bereits 9 Stunden. Die Probleme waren selbst dann noch nicht behoben, wie auch die zu Beginn zitierten Beispiele zeigen. Wenn man, wie die Feuerwehr von Scuol 1880, zwar als erste Mannschaft auf dem Brandplatz in Ramosch eintraf, aber die Schläuche vergessen hatte, verunmöglichte dies jeden wirksamen Einsatz.

Die grosse Not, welche im Schadensfall über Teile der Bevölkerung hineinbrach, konnte im besten Fall gemildert werden. Hilfskomitees ermittelten die Schäden, welche durch Beiträge der 1849 eingerichteten «Kantonalen Hülfskasse» sowie durch eingegangene Liebesgaben aber nur selten gedeckt wurden. Erst die 1912 eingerichtete kantonale Gebäudeversicherung änderte die desolante Situation nachhaltig. Die abgebrannten Dörfer wurden «nach rationellem Plan» oder aber «nach alter Väter Sitte» wieder aufgebaut. Bündnerische Pionier-Plansiedlung war das neue Felsberg, welches allerdings nicht wegen eines Brandes, sondern wegen der Felsstürze verlegt wurde. Wie in Felsberg war auch in Thusis Richard La Nicca der führende Kopf, als nach dem Brand von 1845 der Wiederaufbau geplant wurde. Insbesondere die 1905 gegründete Vereinigung für Heimatschutz plädierte für einen historisierenden Wiederaufbau von Sent (1921) und Susch (1925), bei welchen die ehemaligen Dorfstrukturen beibehalten und der Silhouette des Dorfbildes grosse Bedeutung geschenkt wurde.

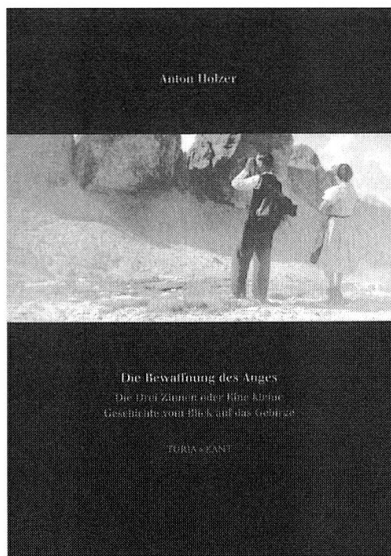
Nott Caviezel hat mit seinem Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, welche nach Zuoz noch in Chur (9. 3. 1999 bis 26. 4. 1999, im neuen Hajmann-Jüngling-Gebäude der Gebäudeversicherungsanstalt am Ottoplatz) und Bern (Herbst 1999) gezeigt wird, mehr als einen Begleitband geschrieben. Sein Buch umfasst einerseits einen deskriptiven Teil über die Zeit vor, während und nach den Bränden, behandelt damit die Frage nach den Bedingungen, unter welchen Brände entstanden, ebenso wie die Frage nach der schnellen Versorgung der betroffenen Bevölkerung und die Schuldfrage, welche sich nach jedem Brand zwangsläufig stellte und öfters Anlass bot, schwelende Konflikte innerhalb der Dorfbevölkerung unter dem Vorwand der Brandstiftung austragen zu können. In einem zweiten Teil geht das Buch auf sieben bedeutende Dorfbrände und ihre individuellen Einzelheiten ein (Seewis 1863, Lavin 1869, Tersnaus 1900, Bonaduz 1908, Sent 1921, Susch 1925,

Trans 1944), während sich im letzten Teil die bereits erwähnte Auflistung aller bekannten Dorfbrände zwischen 1800 und 1945 befindet. Nott Caviezel schliesst mit seiner Darstellung über die Bündner Dorfbrände eine Lücke in der Forschung, die schon anderorts bewusst wurde. Es würde sich trotz des immensen Aufwandes lohnen, auch die Brände vor dem 19. Jahrhundert, welche Caviezel tabellarisch zusammengestellt hat, systematisch zu untersuchen.

Reto Furter

**Die Ausstellung «Dorfbrände in Graubünden 1800–1945» wird vom 9. 3. 1999 (Vernissage) bis zum 26. 4. 1999 im neuen Hajmann-Jüngling-Gebäude der GVA am Ottoplatz in Chur gezeigt.**

## Rezension



Anton Holzer

**Die Bewaffnung des Auges****Die Drei Zinnen  
oder Eine kleine Geschichte vom  
Blick auf das Gebirge.**Verlag Turia + Kant, Wien 1996, 124 S.,  
DM 32 SFr 33.20

Kaum ein Gebirgsmassiv der Alpen ist so sehr in den Kanon vertrauter Ansichten eingegangen wie die «Drei Zinnen» in den Dolomiten – jene Trias fast senkrecht abstürzender Felsengipfel, die mahnen- oder drohenden Fingern gleich in den Südtiroler Himmel ragen. «Ich kenne keine fremdartigeren Berge als diese», notierte der Engländer Josiah Gilbert, der sich als einer der ersten Alpinisten in die Gegend wagte. Frühe Reisende schauderte bei ihrem Anblick, der sie an eine verwitterte und sagemumwobene Ruine erinnerte – ängstigend und abgründig, erregend und faszinierend zugleich. Im 18. Jahrhundert noch so gut wie unbekannt, avancierten die drei Pfeiler aus Gestein nach ihrer Erstbesteigung 1859 bald zu einem der beliebtesten Ziele eines rasant wachsenden Dolomitentourismus.

Anton Holzer hat die Karriere dieser drei Zacken nachgezeichnet – die Geschichte ihrer realen Eroberung und Erschliessung ebenso wie die ihrer Wahrnehmung, ihrer Stilisierung zum Denkmal und Symbol. Wichtigste Quelle sind ihm die nach 1890 massenhaft verbreiteten photographischen Postkartenansichten, welche die Drei Zinnen erstmals als Ikone ins allgemeine Bewusstsein rückten. Nur bei oberflächlicher Betrachtung erscheinen diese industriell hergestellten «Ansichten» als serielle Wiederholungen des Immergleichen. Holzer betrachtet sie sorgfältiger, mit dem «zweiten Blick» für versteckte Botschaften und subtile Veränderungen. Ob diese photographisch nun «gelungen» oder eher «klischeehaft» sind, interessiert ihn nicht, denn solche Frage führe nur in die «Sackgassen der Hinter-Gründigkeit»: Über den Vergleich von «Bild» und «Vorbild» lassen sich schwerlich neue Einsichten gewinnen.

Ansichtskarten, so Holzer, müssen vielmehr vor dem «Hintergrund ihres seinerzeitigen Gebrauchs» gelesen werden – als ein «billiger, käuflicher Massenartikel, der symbolisch die Anwesenheit an der Kante einer fremden Welt» bezeugte. Auf der anderen Seite aber waren sie durch ihre manipulativen Möglichkeiten – Perspektive, Retouche und Montage – in Verbindung mit ihrer massenhaften Verbreitung unausweichlich ins «Feld der Geschichte» verstrickt: Sie formulierten den gesellschaftlich dominanten, arrangierten Blick, der ein breites Feld von Bedeutungszuschreibungen eröffnete – von der Projektion bis hin zur Propaganda.

Dass sich der «Knoten im Netz der Postkartengrüße gerade am Ort der Drei Zinnen verdichtet» hat, ist freilich kein Zufall: Das geologische Felsenwunder fungierte nämlich über zwei Jahrhunderte als «symbolischer Grenzstein» und war als solcher stets Objekt politischer Ansprüche und Auseinandersetzungen: Schon 1977 war hier die Grenze zwischen Tirol und der damals österreichischen Republik Venedig festgelegt worden. Als die Habsburger Venedig 1866 an Italien verloren, wurde diese zur nationalen Aussengrenze. Ab 1915 verlief genau hier die Front des Ersten Weltkrieges, und als Südtirol nach dem Krieg an Italien fiel, gerieten die Drei Zinnen endgültig zum bedeutungsschwangeren «Wahrzeichen» einer verlorenen (und untergründig wieder zurückzuholenden) «Heimat».

Solche Instrumentalisierung war indes nur möglich, weil ihr Bild schon zuvor zur «Landschaftspose» erstarrt, ikonographisch verdichtet worden war zum «populären touristischen, kulturellen und politischen Denkmal»: Von den drei vor 1914 gebräuchlichen Postkartenperspektiven war eine, die Südansicht, schon im Ersten Weltkrieg verschwunden – sie wurde gleichsam mit einem unausgesprochenen «Blickverbot» belegt. Die Nordwand setzte sich als «herrschende Ansicht» durch, die Vielfalt möglicher Perspektiven schrumpfte auf eine «ideale», die, hunderttausendfach verbreitet, künftig wie eine «Blick-Vorschrift für das richtige Sehen des Gebirges» wirkte. Noch waren Vordergrund und Hintergrund deutlich geschieden: Die meist belebte Fahrstrasse oder Brücke im Vordergrund fungierte als «Zuschauertribüne», als «Grenze der Zivilisation», welche dem Betrachter einen sicheren Blick in die unwirtliche Felswüste ermöglichte.

Das ändert sich mit dem Kriegseintritt Italiens 1915: Der Blick aus behaglicher Distanz weicht nun einer Sicht, welche die Silhouette der Drei Zinnen selbst markant in den Mittelpunkt rückt – und zwar so, dass benachbarte Gipfel konsequent aus dem Bild verbannt werden: «Die Zuschauerränge werden vom Tal ins Gebirge gehievt, der Bühnenausschnitt eingengt». Nun erst gerinnt die Ansicht der Drei Zinnen definitiv zur «Pose des gebirgigen Denkmals», werden diese stilisiert zu einer «silhouettenartigen Projektionsfolie», in welche historische Mythen

und politische Appelle gleichsam «wie in ein Bühnengeschehen einmontiert» werden konnten.

Der Nationalismus des 19. Jahrhunderts hatte dafür das Terrain präpariert: Patriotische Dichter und Denker wurden damals in Standbilder gegossen und in die Grenzgebiete verlegt, selbst in unwegsamstem Gelände sollten meterhohe Obeliske die Grenzen des nationalen Territoriums markieren: «Felskanten, Zacken, Zinnen und Gipfel entlang der Grenzen wurden allmählich zu präzisen Scheidelinien nationaler Wir-Gefühle funktioniert».

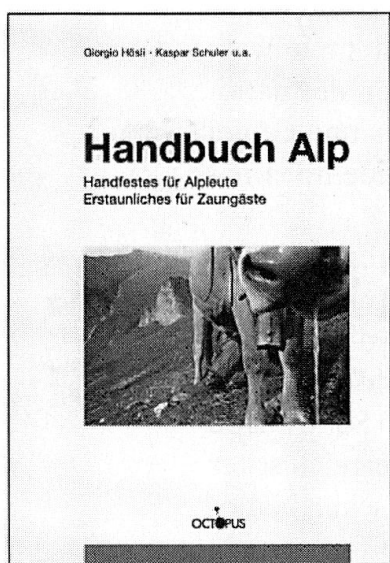
Im Ersten Weltkrieg erfährt all das dramatische, ja absurde Steigerungen: Die Drei Zinnen werden zum tarnenden Massiv, zur schützenden Wand – Aussichts- und Geschützplattform, Ziel und Hindernis für beide Seiten. Kriegspropaganda macht sie zum symbolischen Bollwerk», das es von Süden her zu «nehmen», von der anderen Seite aus zu «halten» gilt. Nicht zufällig zielen die ersten Schüsse österreichischer Gebirgstruppen im Mai 1915 auf das Denkmal des italienischen Nationaldichters Giosuè Carducci, das man (ebensowenig zufällig) ganz in der Nähe am Monte Piano aufgestellt hatte. Fast zeitgleich zerstören italienische Granaten die bereits geräumte und strategisch wertlose «Drei Zinnenhütte» auf der österreichischen Seite. Erst dann beginnt der «richtige» Gebirgskrieg: Der Anschlagswinkel des im Gelände vergrabenen schweren Beobachtungsgeräts (Panoramakameras, Riesenscheinwerfer) entspricht jenem der schweren Waffen – die «Bewaffnung des Auges» reflektiert den Triumph des «militärisch veschanzten Blicks» auf das Gebirge.

Heute, 80 Jahre später, sind die Originalschauplätze des Schreckens eine Touristenattraktion, ist das «Wegenetz des Krieges» für alle erschlossen – ein Motiv fürs Tele in der Hand der Besucher. Anton Holzers Essay, der im Untertitel bescheiden «eine kleine Geschichte vom Blick auf das Gebirge» ankündigt, erweist sich als ein ganz grosser Wurf – eine Studie, die Zeit- und Sozialgeschichte mit kunst- und kulturgeschichtlichen Fragestellungen ebenso originell zu verbinden weiss wie den mikrologischen Blick aufs Detail mit dem Horizont der «grossen» Geschichte.

Werner Trapp, Konstanz



## Rezension



Giorgio Hösli/Kaspar Schuler u. a.

### **Handbuch Alp**

Handfestes für Alpleute,  
Erstaunliches für Zaungäste.

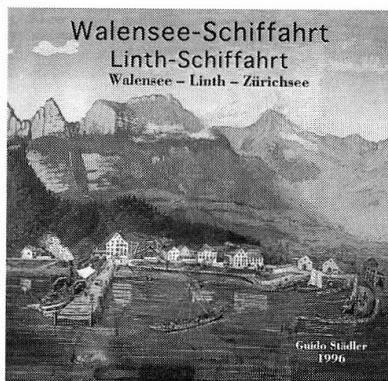
Chur: Octopus Verlag  
1998, 365 S. mit III., geb., Fr. 47.–

Zss! Jetzt hat er wieder mal seine Tinte verspritzt, der frisch-frech-treffsichere Octopus (dahinter steckt das gewiefte Verlegerpaar Andreas Joos und Maria Cadruvi) und einen seiner Tentakel nach neuem Terrain ausgestreckt: dem Fachbuch. Der Klecks auf dem Deckel bietet als Markenzeichen des rührigen Kleinverlags wiederum Gewähr für Originalität, gepaart mit der immer rarer werdenden Solidität – dies gilt sowohl für das Äussere als auch den Inhalt der Publikation. Ein stabiler Einband, der diese Bezeichnung auch verdient, griffiges, festes Papier, optisch klare Gestaltung des Textes, angenehme Schriftgrösse, ausgezeichnete Qualität der Illustrationen vermitteln gleich bei der ersten Buchföhlung gute, ungetrübte Leselaune. Nun zum Inhalt: Der Zürcher Volkskundler Robert Kruker beschrieb und erklärte in seinem auf Feldstudien basierenden Werk «Hirten und Herden» schon 1983 das soziale Phänomen der «neuen» Alpleute: «Akademiker, Bürolisten, Handwerker und andere Unterländer» (seit den Anfängen sind auch Frauen mit von der Partie). Bereits Ende der siebziger Jahre wirtschafteten auf mehr als einem Viertel der 210 Bündner Käsealpen junge Menschen aus der Stadt. Einerseits konnten aus den traditionellen gesellschaftlichen Gruppen, aus denen das Alppersonal stammte, kaum mehr Nachwuchskräfte rekrutiert werden. Viele wollten in den Städten leben oder zumindest einen urbanen Lebensstil pflegen. Andererseits entstand bei jungen Städterinnen und Städtern der Wunsch, der Unwirtlichkeit der «Betonwüste» zu entfliehen. Mentalitätshistorisch ist es von Bedeutung, dass «Stadt» wieder einmal mehr zur Chiffre des Unmenschlichen, der Dekadenz, des Bösen schlechthin geworden ist. Mit dem (saisonalen) Ausbruch aus den technisierten und industrialisierten

Welten verknüpft war die Sehnsucht nach einer Arbeit ohne Entfremdung, mit handfesten, elementare Bedürfnisse stillenden Produkten. «Das Schöne am Äplerhandwerk ist ja die direkte, sinnliche Nähe zu allem, was wir in die Hände nehmen, was wir sehen, hören, riechen. Die Wahrnehmung ist eins zu eins, das Erleben ungefiltert», so formuliert es Salome Rösch (S. 275). Die «neue» Äplergeneration bekam bald einmal zu spüren, «wie schwierig es ist, an Erfahrungen und Wissen anderer Alpleute heranzukommen» (S. 9). Nach gut zwanzig Jahren Praxis schliesst nun das vorliegende Buch die besagte Lücke, indem 22 buchstäblich mit allen Wassern gewaschene Profis ihre Berufsgeheimnisse in 60 Artikeln preisgeben – Puzzles aus Gehörtem und eigener Erfahrung, aber auch ein gerüttelt Mass an Handbuchwissen aus den Bereichen der Agronomie, Zoologie, Botanik und Pflanzensoziologie, Tierheilkunde, Imkerei, Meteorologie, Hauswirtschaft und selbstverständlich der Käseereitechnik. Die geneigte Leserin, der geschätzte Leser möge nun selber entscheiden, was an diesem alpwirtschaftlichen Fachbuch für die im Untertitel angesprochenen Zaungäste, für die Stuben- und BürohokerInnen denn so faszinierend ist. Die zahlreichen technischen, aber auch menschlich-kommunikativen Herausforderungen während eines kurzen Alpsommers? (Wenn man lesend mit seinen vielfältigen Tücken konfrontiert wird, kommt er einem freilich verdammt lang vor.) Das Verantwortungsbewusstsein und das Arbeitsethos der Alpleute? Ihre Fähigkeit zur Selbstreflektion und zum ironischem Abrücken von sich selber? Die diffizile, oft schmerzliche Gratwanderung zwischen Realität und Nostalgie? Ihr kompromissloser Kampf gegen die Zerstörung jahrhundertalter Kulturlandschaften? Wie dem auch sei, die «neuen» Sennen und Sennerinnen verhalten sich so eigenwillig, wie die von ihnen sorgsam gezüchteten «Ketteli» und «Stäbli» in der Milch. Und was es damit auf sich hat, lässt sich auf S. 163 in Erfahrung bringen.

Ursula Brunold-Bigler

## Rezension



Städler, Guido

### **Walensee-Schiffahrt**

#### **Linth-Schiffahrt**

#### **Walensee - Linth - Zürichsee.**

Geschichte eines wichtigen Wasserweges als Zugang zu den Alpen

Sarganserländer Verlag, Mels 1996  
(ISBN 3-907926-11-0).

251 Seiten, Fr. 30.-.

Die Geschichte des Sarganserlandes wird seit jeher vom Durchgangsverkehr geprägt: Zürich- und insbesondere Walensee bildeten Hürden, die es auf dem Weg aus dem Schweizer Mittelland in Richtung Bündner Pässe zu überwinden galt. Aus dieser Sicht ist die umfassende Darstellung der Verkehrsentwicklung auf den wichtigen Wasserwegen sehr zu begrüßen. Das vorliegende Buch stellt eine Bearbeitung des 1987 vom gleichen Autor erschienenen Werks «Walensee-Schiffahrt 1837–1987» dar. Konzeptionell und grafisch aber vollends umgestaltet, kommt es im Grunde einer Neuausgabe gleich.

In 39 Kapitel unterteilt, berührt das Buch vielfältig verschiedene Bereiche des Themas. Nach einer geografischen Beschreibung der Walensee-Region und der Darstellung ihrer Frühgeschichte seit der Römerzeit gehen Text und Bild vor allem auf die «moderne» Verkehrsentwicklung seit 1837 ein: mit der Einführung der Dampfschiffahrt brach in diesem Jahr für den Walensee ein neues Zeitalter an. Beschrieben werden Höhepunkte und Krisen des Verkehrs bis heute, beleuchtet wird immer auch die Geschichte der wichtigsten Uferorte Walenstadt, Quinten und Weesen oder Benken an der Linth. Nicht unerwähnt bleiben sollen die Exkurse in wirtschaftsgeschichtlich und soziologisch interessante Gebiete. Das Buch versammelt so z. B. Beiträge über das Recken auf dem Linthkanal (die Lastschiffe wurden dabei mit Pferden gezogen) oder über die Ledischiffahrt. Auch fehlen nicht Gespräche mit dem Kapitän des letzten Walensee-Dampfschiffes, mit dem letzten Schiffsbauer oder mit Schulkindern von Quinten, die täglich einen besonderen Schulweg zu absolvieren haben. Der Text wird mit einer zusammenfassenden tabellarischen Kurzgeschichte abgeschlossen.

Aus wissenschaftlicher Sicht ist das Fehlen von genauen Quellenangaben zu bedauern. Ein umfangreiches, sorgfältiges Literaturverzeichnis weist wohl den Weg zu weiteren Untersuchungen – die einzelnen Angaben und Bilder sind im Detail aber nicht belegt und bleiben damit unerschlossen.

Das Buch ist sehr reichhaltig und mit zum Teil erstmals publiziertem, aussagekräftigem Bildmaterial illustriert. Insbesondere vermag auch die grafische Gestaltung zu überzeugen. Alles in allem ist eine umfassende Dokumentation des Themas entstanden: Die einzelnen Bereiche sind in übersichtlicher Art und Weise verarbeitet und zu einem interessanten Netz verknüpft worden. Das Sarganserland und mit ihm seine Nachbargebiete haben mit dem neuen Werk einen wichtigen Beitrag zu ihrer Verkehrsgeschichte erhalten.

Mathias Bugg